

Ausstellungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **44 (1969)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Engadinerstube

Bettina Campell: «Die Engadinerstube von ihren Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.» «Schweizer Heimatbücher», Band 135/136/137. 64 Seiten Text und 96 Bildtafeln. Kartoniert Fr. 19.50 (Verlag Paul Haupt, Bern).

Als Engadinerin ist die Autorin mit dem reichen und bisher zuwenig bekannten heimischen Kunsterbe von Haus aus vertraut. Sie beschreibt und analysiert auf Grund sorgfältiger Untersuchungen an Ort und Stelle, in bester Kenntnis aller erfassbaren Objekte, die Wesensmerkmale und die Entwicklung der Engadinerstube vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Da die Schweizer Stube noch nie in einer umfassenden Publikation gewürdigt worden ist, sind diese speziellen und gründlichen Recherchen zum Thema der Engadinerstube durchaus einmalig. Es geht um die Würdigung eines Stückes gehobener bäuerlicher, bürgerlicher und aristokratischer Wohnkultur in einer alpinen Gegend, fern von Städten und Kunstzentren.

In der Stube konzentriert sich weit über das Praktische und Nützliche hinaus der Wille zur Repräsentation. Der Gestalter solcher Raumkunstwerke, deren Elemente Wände, Decken, eingebaute und bewegliche Möbel sind, war der Kunsttischler. Der Autorin gelang es, auf Grund stilistischer Kriterien die Hände bestimmter Meister zu unterscheiden und eine Reihe von ihnen durch Signaturen mit Namen fassbar zu machen. Sie bietet damit einen wichtigen Beitrag und ein Modell für die noch in den Anfängen stehende schweizerische Möbelforschung. Sie überschreitet den Rahmen der Kunst- und Kulturgeschichte und kann auch volkskundliches Interesse beanspruchen.

Das sorgfältig zusammengetragene und teils selbst angefertigte Bildmaterial ist ein integrierender Bestandteil des Textes und ergänzt überdies in hohem Masse die schon bestehenden Untersuchungen über die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden. Ursprünglich als Doktorarbeit geschrieben, wurde diese Dokumentation durch eine Neubearbeitung nun auch dem breiten Publikum zugänglich gemacht.

Ein Kalender, der mehr ist

Farbiges Kalendarium von Ivan Radowitz. 12 vierfarbige Monatsbilder, Format 40 × 42 cm, Verlag H. F. Menck, 2 Hamburg 61, Preis 22 Franken.

Es ist ein alter Brauch, dem Zahlenwerk der Kalender Bilder oder Dichtung beizufügen und durch Farbe und Text den Ziffern und Namen einen Sinn zu verleihen, der über das Vermerken der Tageszahl und des Monatsnamens eine weitergehende Bedeutung in den blossen Zeitablauf legt. So wurde früher eine Zeittafel mit einem Rahmen von Ranken oder Bildern umgeben, so wurde mit dem Kalendarium ein beziehungsreicher Text oder die Wiedergabe eines Bildwerkes verbunden.

Der Maler und Typograph Ivar Radowitz geht einen neuen Weg. Die Zahlen und Buchstaben seines Kalendariums, in Monatsbildern zusammengefasst, bilden selbst das Bild. Zeichen werden zu Zeichenketten — die künstlerische Erfindung liegt bereits in der Entscheidung, bekannte Zeichen zu verformen und dann in fremde Bereiche zu führen. Die Angaben eines Abreisskalenders bestehen aus durch Zahlen und Buchstaben repräsentierte Informationen. Die gleichen Zahlen und Buchstaben werden in diesem Kalendarium zu Elementen eines Gebildes, dem die Information wohl noch Anlass, aber nicht mehr Inhalt des Gestaltens ist — das die Information andererseits allerdings fast unmöglich macht.

So entstehen Blätter, in denen Zahlen und Buchstaben Aussagen machen, diese jedoch transformieren und Einheiten, Rhythmen und Formen ersinnen, die über die Ablesbarkeit hinausgehen. Jedem Blatt liegt eine Konzeption zugrunde,

jede Konzeption ist ein neuer Anlauf, die Grenze des Vorgefassten eines noch unbekanntem Zeitabschnitts zu überschreiten. Die Gegenständlichkeit der Zahlenfolge bleibt erhalten, aber sie wird Grundlage eines Gebildes, das nicht gegenständlich ist.

Kunst-Ulk auf Staatskosten

Zum Buch von Richard W. Eichler «Viel Gunst für schlechte Kunst» — Kunstförderung nach 1945 — 152 Seiten mit 112 Abbildungen, davon vier Farbtafeln 11 Franken. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Jede Zeit hat die Kunst, die sie verdient — oder besser noch, da wir ja im Zeitalter des Managements leben —, die sie sich gefallen lässt. Uns hat man in den letzten Jahren viel zugemutet: Bis etwa 1963 wurde die gegenstandslose Dekoration zum Pflichtstil erklärt, neuerdings soll der platte Naturalismus der Popart gültig sein. Pornographen und Miserialisten besitzen jetzt das Wohlwollen der Preisverteiler und Kunstankäufer.

Diesen Zustand zu beklagen oder über ihn zu schimpfen, genügt nicht. Wir sollten uns Einblick verschaffen in die Hintergründe und Zusammenhänge. Eichler bietet uns mit seinem neuen Buch eine fesselnde Darstellung. Hier wird nicht philosophiert und ins Allgemeine geredet, hier werden freimütig die Namen der Verantwortlichen, die Kaufsummen und die Blamagen enthüllt.

Eichlers Darstellung beginnt mit den Ursachen für unsere kulturelle Verarmung, schildert die Umpolung des Geschmacks, den Hang zur Hässlichkeit und durchleuchtet eine Kunstausbildung ohne Verantwortung. Wir erfahren herausfordernde Tatsachen.

AUSSTELLUNGEN

Die Kopantiqua 1969

In St. Gallen, in den Hallen der Olma, findet vom 31. Mai bis zum 8. Juni 1969 die 2. *Kopantiqua* statt. Sie vermittelt einen Überblick über das vielgestaltige Kunsthandwerk und Kunstgewerbe vergangener Stilepochen. Man begegnet dort jenen Menschen, die sich bemühen, alten Schmuck und alte Kunst, alte Luxus- und Gebrauchsgegenstände originalgetreu nachzuschaffen und unter lauterer Deklaration dem Liebhaber zu vermitteln. Die Einzigartigkeit der *Kopantiqua* ist wohl unbestreitbar, ist sie doch die erste Messe, deren Ausstellungsgut ausschliesslich auf Nachahmungen alter Gegenstände beschränkt ist.

Eine Umfrage bei den bisherigen Ausstellern ergab folgende Resultate:

4 Prozent sind gegen eine Wiederholung der Messe,
28 Prozent möchten die *Kopantiqua* jährlich wiederholt wissen,

61 Prozent sprechen sich für einen Zweijahresturnus aus,

7 Prozent entscheiden sich für eine alle drei Jahre durchgeführte Messe.

Die Bevorzugung des Zweijahresturnus resultiert vor allem aus der Tatsache, dass viele Aussteller sich an der Internationalen Möbelmesse in Köln beteiligen, die ihrerseits alle zwei Jahre stattfindet. Um eine Kollision mit Köln zu vermeiden, wurde die nächste *Kopantiqua* für das Jahr 1969 angesetzt; für später ist ein biennaler Turnus vorgesehen.

Das Ausstellungsgut bleibt dasselbe wie bei der 1. *Kopantiqua*; es beschränkt sich auf Kopien antiker Gegenstände, wie Möbel aller Epochen, Glaswaren, Porzellan und Fayencen, Zinn-, Kupfer- und Messinggegenstände, Pendulen, Schmuck, Skulpturen und Plastiken, Stoffe, Teppiche und Wandbehänge, Kunstschlosserei, Drucker- und Buchbindererzeugnisse und vieles andere.